

# ORIENTIERUNG

*Katholische Blätter für weltanschauliche Information*

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 11

17. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. Juni 1953

**INHALT:** Zur Bedeutung der Personengemeinschaft: Das Anwachsen solcher Gemeinschaften als symptomatische Zeiterscheinung — Analyse des Gegenbildes — Die Ursachen: die Technik; der individualistische Persönlichkeitskult von gestern; der Rationalismus — Heilmittel: die echte Gemeinschaft.

**Kunst und Volkskunst im Dienste des Kommunismus:** Kunst und Friedenspropaganda — Sympathie für die Sowjets — Sowjetkunst und Fortschritt — Antiamerikanisch!

**Die Frage des Buches Hiob:** Fragen an das Buch Hiob und die Frage des Buches Hiob — Die formale Seite des Buches — Die Frage selbst — Ungenügende Antworten — Die Antwort Gottes — Die Gestalt Christi hinter der Gestalt des Hiob.

**Ex urbe et orbe: Die Priesterberufe gehen zurück** (aus franz. Hirtenbriefen): Der heutige Stand des Klerus — Gründe für diesen Misstand — Die Seminaristen — Heilmittel — «Morgen wird es Priester geben».

**Zwei Porträts:** de Gaulle — Robert Schuman.

## Zur Bedeutung der Personengemeinschaft

Wenn wir in diesem Beitrag uns in die Reihe der Befürworter kleinerer und grösserer persönlicher Gemeinschaften stellen, möchten wir im voraus einem Missverständnis begegnen, das uns in unserer flüchtigen und darum schlagwort-süchtigen Zeit sonst unfehlbar treffen würde. Es geht nicht darum, «das» Heilmittel unserer Zeit anzugeben, zum wer weiss wievielten Mal! Es geht nicht um einen Reklameartikel, wie man ihn in den Zeitungen angepriesen finden kann: den idealen und unübertroffenen Rasierapparat; das weisser als alle anderen waschende, unschädliche Pulver oder dergleichen. Unsere Zeit ist viel zu komplex, ein Geflecht von so vielen und verschiedenartigen Faktoren, dass jede Patentlösung, so verblüffend sie im ersten Augenblick sein mag, ausgeschlossen ist. Es geht auch nicht etwa gegen die grossen und in unserer Zeit ohne Zweifel unentbehrlichen Organisationen, die — wer weiss warum — heute oft eine mimosenhafte Sensibilität an den Tag legen. Sie sollen hier nicht angegriffen sein. Es geht aber um ein Anliegen von weltweiten Ausmassen, um einen der entscheidenden Punkte bei der Erneuerung der Welt, den man, wie uns scheint, oft auf christlicher Seite zu wenig beachtet. Ja, wir haben festgestellt, dass man manchmal, wenn dieser Punkt zur Sprache kommt, über ihn hinweggleitet mit dem Bemerkens: Das ist ja selbstverständlich. Man handelt aber so, weil man nicht verstanden hat, worum es geht.

1.

Beginnen wir mit dem Aufzählen verschiedener Symptome unserer Zeit. Unsere Leser können wir dabei auf Beiträge der letzten Nummern verweisen: denken wir z. B. an die Bedeutung, die bei der Missionsmethode von Lens («Seelsorge in der Offensive», Nr. 8, S. 91 ff.) den «Hausgemeinschaften» zukommt, die aus Gruppen von Menschen mit einem engen «persönlichen» Verhältnis zueinander bestehen. Gerade in der Bildung dieser Personengemeinschaften sahen die Missionare den soziologisch wie religiös entscheidenden Erfolg ihrer Tätigkeit. Wichtiger aber ist noch, dass darin auch das stärkste und beglückendste «Erlebnis» der Missionierten bestand. Denken wir ferner an

die immer weiter sich ausbreitenden «Eherunden» (Nr. 8, S. 93 ff. und Nr. 10, S. 114 ff.), deren Neuheit doch wieder gerade in dem Erleben einer personalen Gemeinschaft von Familien-gruppen liegt. In ähnlicher Weise finden wir heute in Deutschland (z. B. in der «Jungen Mannschaft») das Bestreben, nicht mehr bloss hier die Männer, dort die Frauen zu organisieren in Standesvereinen, sondern die natürliche personale Gemeinschaft von Frau und Mann als solche mit anderen Familien zu gemeinsamem Tun zu verbinden. Ein ähnliches Bestreben zeigt sich bei der avantgardistischen Presse auf weiterer Ebene: Das «Témoignage Chrétien» legt grössten Wert auf den persönlichen Gedankenaustausch mit seinen Lesern (s. Nr. 7, S. 73/74), sodass die Zeitung nicht mehr in erster Linie eine Belehrung der Leser, sondern ein «Gespräch» mit ihnen wird. Von dem Verlangen nach persönlichem Gespräch zeugt auch nachdrücklich der Artikel in «Wort und Wahrheit», den wir besprochen haben (Nr. 8, S. 85 ff.). Hier geht es um die Ergänzung der «Organisation» der Kirche durch ein «organisches» Element. Was sich hier gewissermassen von unten nach oben bemerkbar macht, das wird in dem Bestreben des französischen Klerus, die unpersönlichen Schranken zur Arbeiterschaft zu überwinden, von oben nach unten spürbar (siehe Artikel «Die Kirche», Nr. 6, S. 61 ff.) und der Papst selbst deutet seine Befürchtung, dass uns im öffentlichen Leben der Welt wie der Kirche diese Personverbindung verloren gehen könne, an, wenn er von der öffentlichen Meinung spricht (Nr. 5, S. 49 ff. und Nr. 8, S. 86), die nur dort möglich ist, wo es Personen gibt, die sich «eng verbunden wissen mit der Gemeinschaft». Nennen wir ferner die in Wien, München, Zürich und anderen Orten bestehenden SOS-Gruppen auf karitativem Gebiet, die in erster Linie dazu gegründet wurden, um der Caritas wieder eine intensivere persönliche Note zu geben. Erwähnen wir schliesslich auch die in fast jeder Stadt sich spontan bildenden Gruppen von Männern und Frauen, die keineswegs Vorträge über das Glaubensleben anzuhören bereit sind, sondern in persönlicher Aussprache untereinander und mit einem Geistlichen Kerne religiösen Lebens bilden wollen, die sich auf persönliche Kontaktnahme gründen.

Man könnte noch lange fortfahren, solche Symptome aufzuzählen, aber die genannten Beispiele mögen genügen. Es handelt sich hier nicht um eine planmässige Aktion, die in irgend-einem Hauptquartier ausgedacht, nun allmählich künstlich in die breite Masse des Kirchenvolkes eingesenkt würde. Es sind das vielmehr spontane Regungen, die sich da und dort zeigen und in die gleiche Richtung weisen. Sie deuten einen schmerz-lich empfundenen Mangel an, dem man zu begegnen sucht. Sie müssen ihre Begründung in unserer Zeitlage finden.

2.

Suchen wir diesem Phänomen näher zu kommen durch eine Analyse des Gegenteils. In der letzten Nummer der «Orientierung» haben wir Marcuses Beitrag im «Monat» über den Pessimismus dargelegt. Wer auch den zweiten Teil dieses Beitrages gelesen hat, wird mit Erstaunen festgestellt haben, dass Marcuses Pessimismus an der Oberfläche bleibt, da er von Schuld überhaupt nicht spricht, dass auch seine «Lösung» merkwürdig blass und abstrakt wirkt, weil Gott für ihn nicht existiert. Beides deutet darauf hin, dass Marcuse überhaupt keine persönlichen Begegnungen kennt, weder von Mensch zu Mensch noch auch vom Menschen zu Gott. Er kennt nur die exakte Wissenschaft. Hier liegt seine Krankheit. Eine Krankheit, die heute sehr weit verbreitet ist, die sogar bis in die christlichen Kreise hineinreicht. Immer wieder muss man als Seelsorger feststellen, dass selbst gute Christen nicht beten können. Sie glauben die Wahrheiten der Offenbarung, sie stehen Gott nicht gegenüber als einem lebendigen Du, mit dem sie reden könnten. Deshalb nehmen sie ihre Zuflucht zu irgendwelchen Büchern, aus denen sie Gott (oder sich selbst?) etwas vorlesen oder ihre Kenntnis der Hl. Schrift erweitern. Sogar die Krisen, welche die Autoritäten aller Art heute durchmachen, scheinen hier ihre Wurzel zu haben. Man würde sich nicht in der Familie gegen die Autorität des Vaters wenden, wenn man diese nicht rein mechanisch als objektive, die Person einschränkende Macht empfinden würde. Einen Vater, der zu seinen Kindern ein persönliches Vertrauensverhältnis besässe, würden die Kinder nicht als Bedrohung sondern als Bereicherung ihrer Person empfinden<sup>1</sup>.

3.

Fragen wir nach den Ursachen dieses Zeitübels, dann wird man zunächst gewiss an den Einfluss der Technik denken, die nicht nur unser äusseres Leben immer mehr mechanisiert, sondern bis in die Falten unseres Denkens eindringt. Man hat schon sehr viel über diese entpersönlichende Wirkung der Technik geschrieben, die uns zu Rädchen in der Maschine einer organisierten Welt zu machen droht. Wir glauben aber nicht, dass diese Wirkung ein solches Ausmass angenommen hätte, wenn nicht der Technik etwas viel Schlimmeres vorausgegangen wäre: der individualistische Persönlichkeitskult. Diese Anschauung mag erstaunlich scheinen und doch glauben wir, dass sie ein wesentliches Moment im Verfall der menschlichen Person bezeichnet. Unter Persönlichkeit verstand man die aus eigener Anlage und Initiative sich entfaltende menschliche Gestalt. Man leugnete vielleicht nicht ausdrücklich, aber man achtete gering die Du-Beziehung zum Nächsten und zu Gott. Man war ganz und gar Ich-bezogen. Gerade dadurch aber entzog man der Person den eigentlichen Nährboden. Bewusst wird die Person ihrer selbst erst durch das Gegenüber des Du und durch die erlebte Gemeinschaft mit ihm. Lange noch zehrte

<sup>1</sup>) Siehe dazu die Ausführungen Jean Leclerqs in «Dokumente», Heft 6: «Krise und Erneuerung der Familie», oder die Studie von Jean Lacroix: «Hat die Familie versagt? Wege zu einer neuen Sinngebung» (154 S.). Beide Offenburg, Dokumente-Verlag, 1952.

man von dem Erbe der Vergangenheit, aber heute, da man die Persönlichkeit schon weithin nicht mehr als Ideal betrachtet, erntet man die Früchte.

Dies hängt auf das innigste mit dem sogenannten Rationalismus zusammen. Er widerspricht an sich nicht der Persönlichkeit als der Beherrscherin der Welt, er ist aber unvereinbar mit einer, rationell nicht restlos erklärbaren, Ich-Du-Beziehung. Aus dieser rationalistischen Zeit stammen unsere Schulen als reine Wissensanstalten, unsere Vereine als Machtfaktoren, unsere Ansicht, es genüge, an die Menschen Wissen heranzutragen in Vor-trägen aller Art, um sie zu Persönlichkeiten zu bilden. Niemand wird die grossen und unschätzbaren Werte leugnen, die diese Zeit uns gebracht hat. Aber die Leere, die sie zugleich geschaffen, den Verlust der Person gilt es heute zu sehen.

4.

Man wird diese Leere nicht dadurch ausfüllen, dass man nun erneut und vermehrt von dem Wert der Persönlichkeit und von ihrer Verteidigung gegen die mechanistische Nivellierung des Zeitalters redet. Der Baum ist nicht krank, weil er in giftiger Atmosphäre steht, er ist krank, weil seine Wurzeln keinen rechten Boden finden. Der Boden aber ist die Persongemeinschaft. Man hat sich krank geredet über das Problem Einzelmensch oder Gemeinschaft, wobei man unter Gemeinschaft meist das Kollektiv oder gar die Masse verstand. Die Verteidiger der Gemeinschaft liessen dabei meist offen oder verdeckt den Einzelnen im «Ganzen» aufgehen, so dass er von dort erst seine raison d'être empfing, und die Verfechter des Einzelmenschen liessen die Gemeinschaft höchstens als ein wünschenswertes Hilfsmittel zur Entfaltung der Persönlichkeit gelten, nicht als integralen Bestandteil der menschlichen Person, oder umgekehrt die Person als Wesenselement echter Gemeinschaft.

Von dieser rechten Einsicht in die innige Beziehung zwischen Person und Du-Verhältnis dürfte sehr vieles abhängen bei einer Neuordnung der Welt auf der Ebene des bürgerlichen wie des religiösen Lebens. Keine unserer modernen Demokratien geht zentral von diesem Gedanken aus, aber es gibt heute bereits Politiker, die diesen Gedanken verfechten. Die exakte Wissenschaft kommt uns — weit entfernt, in dieser Hinsicht ein Widerpart zu sein — in neuester Zeit sogar entgegen: Jean Leclerq schreibt in dem genannten Artikel, dass die in den Vereinigten Staaten gemachten positiven Untersuchungen dazu geführt hätten, als das wichtigste Element für die Entwicklung der Kinder die persönliche «Zuneigung» zu betrachten, so dass «kein Milieu die spontane Zuneigung der Familie ersetzen» könne. Aus dieser Erkenntnis will man sogar in den Vereinigten Staaten «die Waisenhäuser abschaffen und die Verwaisten durch Familien adoptieren lassen», die den Kindern «nach Möglichkeit» auf diese Weise «den grössten Verlust, der einem Kind zustossen kann», ersetzen sollen. Dies ist nur ein Beispiel für das begrenzte Gebiet der Familie. Es gilt aber gewiss ähnliches für den Erwachsenen, für die Gestaltung religiöser wie profaner Gemeinschaften. Es genügt keineswegs, dass alle hier Zusammenwirkenden «den rechten Geist» haben, d. h. das gleiche Ziel erstreben und so eine Zweckgemeinschaft bilden. Das ist gewiss sehr nützlich und notwendig, berührt aber noch gar nicht das hier Gemeinte. Es muss daneben, darüber hinaus, eine echte persönliche «Zuneigung», wie Leclerq sagen würde, der Glieder entstehen. Das ist es, was die oben genannten Gruppen erstreben, die heute überall aus dem Boden schiessen fast wie Schösslinge unten am Stamm eines Baumes, dessen Äste verdorrt sind. Es wäre wohl an der Zeit, darüber nachzudenken, wie diese Bestrebungen, die einem sehr tiefen und echten Zeitbedürfnis entsprechen, dem schon Bestehenden organisch eingebaut werden könnten.

M. G.

# Kunst und Volkskunst im Dienste des Kommunismus

Unsere Betrachtung geht von einer Reihe von Erscheinungen aus:

Die III. Weltjugendfestspiele im August 1951 in Berlin vermittelten, wie die kommunistische und kommunistusfreundliche Presse berichtete und jetzt mit Rücksicht auf die Vorbereitungen zum IV. Weltjugendfestival im August 1953 in Bukarest erneut betont, überwältigende Eindrücke durch die Kunst- und Volkskunstdarbietungen in Gesang, Musik, Theater und Tanz. Das Programm der kommenden IV. Weltfestspiele gibt der Kunst und Volkskunst neben dem Sport einen noch grösseren Raum. Wie «Festival», die seit 1. Mai 1953 in Bukarest in mehreren Sprachen herausgegebene Wochenzeitung des Internationalen Vorbereitenden Festivalkomitees in Nr. 2 (7. Mai) unter dem Programmpunkt: «Für das Aufblühen der nationalen Kultur eines jeden Volkes» berichtet, sollen «die künstlerischen Darbietungen während des Festivals das Beste aus der nationalen Kultur eines jeden Volkes zeigen». In den Nationalprogrammen der Delegationen sollen Solisten, Ensembles, Chöre und Orchester mitwirken. Ausserdem werden Konzerte mit internationalen Programmen und Umräumkonzerte, wie Volksliederkonzerte, Tanzkonzerte, Balletkonzerte, Orchesterkonzerte geboten werden. Eine Kunstausstellung wird Werke des Wettbewerbs, der vor dem Festival ausgetragen wird, zeigen. Der Wettbewerb umfasst Werke der Literatur, Musik, des Films und der darstellenden Kunst.

In ähnlicher Weise wie die kommunistische Weltjugendbewegung wendet sich neuestens auch die kommunistische Friedensbewegung der Kultur- und Kunstförderung zu. Professor Bonnard aus Lausanne, der Präsident der «Schweizerischen Friedensbewegung», postulierte in seiner Rede am Wiener Völkerkongress für den Frieden, im Dezember 1952, man solle kulturellen Austausch verlangen. «mit einer Kraft, einer Beständigkeit und einer Autorität, dass eine Verweigerung seine Urheber lächerlich macht» («Vorwärts», 3. Januar 1953). Er fügte noch hinzu: «Wir wissen schon, dass auf dem Weg, den die Geschichte heute geht, diese ängstlichen Hampelmänner morgen vergessen sein werden.»

Vereinigungen wie «Kultur und Volk» in Zürich konzentrieren ihre belebte Arbeit auf östliche Kultur (z. B. Veranstaltungen über «Rumänische Volkskultur», «Kulturelles Leben in der Deutschen Demokratischen Republik», Ausstellungen «Mutter und Kind in der Tschechoslowakei», «Neue Polnische Architektur», «Neues Theater in Ungarn») und bezeichnen es als ihre erste Aufgabe heute, dem schweizerischen Volk den Zugang zu diesen Kulturen zu öffnen.

In diesem grösseren Zusammenhang ist auch die von der kommunistischen «Freien Jugend der Schweiz» seit Sommer 1952 geförderte Volkskunstgruppen-Bewegung zu betrachten, über welche die «Orientierung» in Nr. 23/24 vom 20. Dezember 1952, S. 254—256 berichtet hat. Vom ersten öffentlichen Auftreten einer im Gange dieser Bewegung in Basel gegründeten Musikgruppe, anlässlich der Basler Leninfeyer 1953, schrieb der «Vorwärts» am 26. Januar 1953: «Die Wirkung dieses ersten Auftretens war so stark und ehrlich begeisternd, die Freude, der Dank des Publikums so offen bezeugt, dass jede Kritik verstummt.» Die Musikgruppe hatte drei Lieder begleitet: das «Singgruppenlied», «Freie Jugend» und die «Friedenshymne der sowjetischen Jugend». Die Volkskunstgruppen sind heute eifrig mit ihrer Vorbereitung auf das Bukarester Jugendfestival beschäftigt, für das sie auch intensiv werben.

Ausserdem ist wohl noch zu beachten, dass der XIX. Parteitag der KPdSU in der Sowjetunion selber und in den

Volksdemokratien Kunstdiskussionen, wie über den sozialistischen Realismus in der Kunst, das Typische in der Kunst, in Gang gebracht hat, die sich auch in der kommunistischen und prokommunistischen Presse des Westens spiegeln. Sind diese Diskussionen, die sich mit der Rolle der Kunst in der marxistischen Erziehung und kommunistischen Bewusstseinsbildung befassen und so die Kunst als im Dienste des Kommunismus zeigen, wohl nicht an sich schon für die kommunistische Propaganda im Westen brauchbar, so bieten sie doch Antriebe und auch verwendbare inhaltliche Elemente.

Wie dient nun diese Kunst- und Volkskunstpflege und dieses gehegte Kunstinteresse der Sache des Kommunismus?

## *Kunst und Friedenspropaganda*

Nach wie vor ist die «Weltbewegung für den Frieden», d. h. die Schaffung und Erhaltung einer politisch wirksamen Massenüberzeugung in der westlichen Welt, dass die Sowjetunion unter keinen Umständen einen Krieg wolle und an eine Auseinandersetzung zwischen kapitalistischer und kommunistischer Welt nur mit friedlichen Mitteln denke, das unmittelbare Hauptanliegen der sowjetrussischen Aussenpolitik und damit des mit Sowjetrussland verbundenen Weltkommunismus. Diese Friedensbewegung hat mit der Parole: «Verbot der Atomwaffe» ein Maximum von Pazifisten, Antimilitaristen und Kriegsgegnern für sich gewonnen. Nach dem Warschauer Friedenskongress 1950, der ihr bisheriger Höhepunkt war, hat sie mit der zweiten Losung: «Friedenskonferenz der fünf Grossmächte» bei weitem nicht mehr den gleichen Erfolg erzielt. Mit der dritten Losung: «Für nationale Unabhängigkeit und Sicherheit der Völker» hat sie wohl einige neue Teilnehmer aus kolonialen Ländern an den Wiener Friedenskongress 1952 gebracht, in der westlichen Welt, auf die es ihr vor allem ankommt, aber eher verloren.

Die Aufnahme der Parole der Kulturförderung und der Kunstpflege kann der Friedensbewegung eine neue Chance bedeuten. Sie kann damit über die bereits ausgeschöpften pazifistischen und antimilitaristischen Kreise hinaus in den Bereich von kulturell Interessierten vorstossen, die bis jetzt noch nicht erreicht wurden. Dazu bekommt die Friedensarbeit, die bisher bloss mit Antikrieg und Protest operierte, auf diese Weise einen positiven Inhalt und überzeugendes Argument. Kulturförderung und Kunstpflege ist an sich friedliche Arbeit, die Kräfte, die ihr gewidmet werden, werden der Kriegsvorbereitung entzogen. Wenn gilt, dass im Krieg die Musen schweigen, gilt auch, dass der Friede nicht verloren ist, solange den Musen gedient wird.

So ist die Kunst ein brauchbares Instrument der Friedenspropaganda im Westen. Was in dieser Zeit hinter dem Eisernen Vorhang in Wirklichkeit vor sich geht, bleibt eine Sache für sich und braucht keineswegs davon berührt zu werden.

## *Sympathie für die Sowjets*

Mit der Kunstpflege und der Betreuung der Künstler in der Sowjetunion und in den Volksdemokratien lässt sich weiter in geschickter Weise Sympathiewerbung für das kommunistische System betreiben.

Im westlichen Raum können sich die Menschen nur schwer in die Verhältnisse in einem diktatorisch geführten Lande hineinendenken. Wenn sie z. B. hören, dass heute im volksdemokratischen Ungarn zehn mal mehr Menschen und diese häufiger als früher ins Theater gehen, so schliessen sie daraus, dass es den Massen in Ungarn jetzt wirtschaftlich und

sozial besser gehen muss als einst. Sonst gingen sie doch nicht ins Theater, um sich zu amüsieren! Dass ein Regime den Theaterbesuch (ohne dass das plump angestellt werden müsste) organisieren könnte, und zwar aus wenigstens teilweise anderen Gründen, als um den Leuten eine Entspannung zu verschaffen, auf diesen Gedanken kommt man nicht ohne weiteres. Wenn es sich gar nicht bloss um Ins-Theater- und Ins-Kino-Gehen handelt, sondern auch um Konzert-, Opern- und Balletbesuch, wenn sich die Massen gar für Museen und Kunstausstellungen interessieren, haben sie anscheinend ein kulturelles Niveau erreicht, das ein allgemein befriedigendes gesellschaftliches Leben voraussetzt, und niemand denkt daran, dass es sich hier um forcierte und geschickt getarnte politische Zielsetzung handelt.

Dem westlichen Menschen wird dann bald auch der nächste Schritt der kommunistischen Propaganda einleuchtend: Nach Aufhebung der kapitalistischen Arbeitsteilung, die den Menschen «verkrüppelt», ist es im Kommunismus allen Mitgliedern der Gesellschaft möglich, ihre sämtlichen Fähigkeiten frei zu entfalten und auch die höheren kulturellen und künstlerischen Interessen zu befriedigen. Oder mit Stalins Worten aus seinem letzten Werk «Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR»:

«...ein kulturelles Wachstum der Gesellschaft... das allen Mitgliedern der Gesellschaft eine allseitige Entwicklung ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten gewährleistet, damit die Mitglieder der Gesellschaft die Möglichkeit erhalten, ausreichende Bildung zu erwerben, um aktiv an der gesellschaftlichen Entwicklung mitzuwirken.»

Eine ähnliche Wirkung lässt sich mit der angeblichen freien Entfaltung der künstlerischen Talente erreichen.

Was haben in demokratischen und freien Ländern die Künstler oft doch ein hartes Schicksal!

«In der Deutschen Demokratischen Republik sind die Kunstschaffenden mit Liebe und Anerkennung umhegt» meldet die Kominformzeitung vom 22. Mai 1953. «Mehr und mehr wächst das Interesse der werktätigen Massen an der Kunst. Dutzende Betriebsdelegationen aus der ganzen Deutschen Demokratischen Republik kamen zur Dritten Deutschen Kunstausstellung Dresden 1953. — Die Kunstschaffenden der Deutschen Demokratischen Republik sind frei von materiellen Sorgen. Viele Künstler schliessen mit Grossbetrieben Einzelverträge ab. So bezog der Weimarer Maler Michaelis ausser seinen laufenden Einnahmen als Künstler nach einem Vertrag mit dem Kunstfaserwerk «Wilhelm Pieck» monatlich ein beachtliches Gehalt. Jetzt ist Michaelis Dozent an einer Kunsthochschule. — Der Maler Wolfgang Taubert aus Erfurt sagte: „In der Deutschen Demokratischen Republik kann sich ein breites Kunstleben entfalten, an dem die werktätigen Massen teilnehmen. Die Werktätigen sehen in den Künstlern jene Gestalter, die heute bereits das Morgen in Wort und Bild, Plastik und Ton darzustellen vermögen.“»

So mag die prosowjetische Propaganda verkünden, wie der Sozialismus das gesamte Leben der Gesellschaft in einem noch nie dagewesenen Ausmass erblühen lasse, so entfalte er im besonderen eine dem Volke verbundene und dem Frieden dienende Kunst, ein reiches kulturelles Leben, und so biete er dem schaffenden Künstler ein frohes Dasein.

#### *Sowjetkunst und Fortschritt*

Es würde zu weit führen, hier die Entwicklung der Sowjetkunst zu schildern oder auch nur sie vollständig zu charakterisieren. Was sich nach der Oktoberrevolution als «linke» Kunst gebärdete, hat schon bald Lenin als «Proletkunst» bekämpft; sie war zu anarchistisch, um, wie er verlangte, «ein Teil der allgemeinen proletarischen Sache» zu sein, d. h. dem Kommunismus zu dienen. Es entwickelten sich eine die Technik verherrlichende Monumentalkunst und eine mehr plakative Kunst des

Agitprop (wie man sagte: Agitation und Propaganda). «Wir haben alles noch vor uns», jammerte Boris Lawreniew in einem Roman über die Situation der Sowjetkunst, der 1944 in Zürich auch deutsch erschien. Nach dem zweiten Weltkrieg haben Stalin und später Schdanow der Kunst in der Sowjetunion den Platz und Charakter gegeben, den sie heute noch einnimmt.

Heute gilt Sowjetkunst als Widerspiegelung der Wirklichkeit, in der es «dialektisch» zugeht. Ihr Charakteristikum wird als sozialistischer Realismus bezeichnet, der als die Methode definiert wird, vom Standpunkt der Arbeiterbewegung aus und geleitet von der Lehre des Marxismus-Leninismus, die Welt anzuschauen und künstlerisch zu gestalten. Der sozialistische Realismus wendet sich gegen den Formalismus in der Kunst, der als auf die Grundsätze der Philosophie des subjektiven Idealismus gestützt bezeichnet wird. Er ist für eine Thematik, die dem Leben und Kampf der Arbeiterklasse im Sinne des Sozialismus entnommen ist. Wie alles Kulturelle, hat auch die Kunst in der Sowjetunion parteigebunden zu sein; denn, wie Martin Sporck in der ostzonalen «Weltbühne» (Nr. 52, vom 24. Dezember 1952) sagt: «In einer Klassengesellschaft gibt es keine allgemein-menschlichen Gefühle der Klage, Verzweiflung, des Frohlockens. Es muss klar ausgedrückt werden, wer wen anklagt, warum wer verzweifelt ist und worüber wer frohlockt.»

Im «Rechenschaftsbericht des ZK der KPdSU an den XIX. Parteitag» hat G. M. Malenkow, der vielleicht als Ingenieur von Beruf ein besonderes Interesse für die darstellende Kunst hat, auf den Begriff des Typischen im Kunstwerk hingewiesen und damit die oben genannte Diskussion darüber aufgelöst. «Typisch», sagt er, «ist nicht nur das, was man am häufigsten antrifft, sondern was am vollständigsten und am prägnantesten das Wesen der gegebenen sozialen Kraft zum Ausdruck bringt.» — In der Diskussion ist dann ein anderer Begriff, der des «positiven Helden», zur Sprache gekommen. Das Typische soll dabei die dürftige Gestaltung des positiven Helden verhindern.

All dem wird sich kaum ein fortschrittliches Element in einem positiven Werbedienst für Sowjetkunst und Kommunismus entnehmen lassen. Von Stalin stammt aber ein anderes Wort über Sowjetkunst: sie soll «sozialistisch im Inhalt und national der Form nach» sein. Das «national der Form nach» hat es vor allem im sowjetischen Musikschaffen und in der Tanzkunst möglich gemacht, das Singen, Musizieren und Tanzen des Volkes als Urmaterial für die Hochkunst zu verwenden. Auf diese Weise ist in den genannten Kunstgattungen dem Sowjetkünstler nicht nur nicht verboten, sondern positiv empfohlen, sich in die eigenen nationalen Kunsttraditionen einzufühlen und aus der Volkskunst zu schöpfen.

#### *Antiamerikanisch!*

Dem Sowjetkünstler ist die Aufgabe gestellt, die Überlegenheit und Schönheit der Methode des Marxismus-Leninismus und des Sozialismus zu beweisen. Es wird ihm mit einem Wort von Karl Marx versichert, die kapitalistische Produktionsweise sei «gewissen Produktionszweigen, wie Kunst und Poesie, feindlich». Er wird hingewiesen auf «Machwerke der imperialistischen Kulturbarbarei», die Ausdruck der Dekadenz und des Verfalls der Kunst seien.

Gibt es bei uns im Westen nicht manches in der Kunst, das nicht nur wegen Abstraktion und ungewohnter Form vielen unverständlich ist, sondern dem gesunden Empfinden wirklich dekadent vorkommen muss?

Professor F. T. Wahlen mahnte kürzlich in den «Basler Nachrichten»: «...nach amerikanischer Musik wird amerikanisch getanzt, und amerikanische Brocken durchsetzen und verderben langsam unsere Sprache. Unser Kontinent, dessen Freiheit zweimal in einem Menschenalter von seiner ehemali-

gen Kolonie gerettet wurde, steht im Begriff, von ihr schrittweise erobert zu werden.

Wir Älteren, die wir am Heimischen, Gewordenen hängen, sträuben uns gegen das sichtliche Überhandnehmen fremder Einflüsse und begreifen nicht, wie leicht die Jugend ihnen erliegt und wie unbedenklich sie sich von vielem imponieren lässt, das uns fremd, vielfach unkultiviert, gelegentlich sogar roh anmutet.»

Boogie-Woogie! — Ein ostzonaler Mitarbeiter der «Weltbühne» ging nach Westberlin, um sich den Rummel anzusehen und «daheim» darüber zu berichten. Nur ein paar Sätze seiner Beschreibung seien geboten. Was für Randbemerkungen er als Kommunist dazu macht, kann man sich denken: «Die Tänzerinnen werden in die Luft geworfen und (meistens) wieder aufgefangen. Sie rollen über die Ellenbogen ihrer Partner mit einem Kopfüber ab, sie rollen sich auf dem Boden vorwärts oder seitwärts im Dreck, sie stellen sich auf jenen Körperteil, den man unter normalen Menschen den Kopf zu nennen pflegt. Unterdessen zappelt der Partner die Rhythmen weiter. . . » — Ob dem Leser später bei «sowjetisch» gestalteten Volkstänzen nicht viel wohler wird?

Was soll sich ein Sowjetmensch denken vor einem Bildwerk westlicher Kunst, in dem die Farben «klingen» und diese Farbklänge wichtiger sind als verständliche Formen, die eine künstlerische Aussage vermitteln? Ein nach sozialistischem Realismus gemaltes Bild versteht er wenigstens. Oder bei einem Theaterstück oder Film, die nichts kennen als seichten Amüsierbetrieb? — Ein Stück im Sinne des sozialistischen Realismus zeigt ihm, wie man bei Errichtung des Sozialismus Erfolge erringt, mit welcher Mühe das verbunden ist, wie man seine natürliche Selbstsucht zu überwinden hat, um uneigennützig zu handeln.

Das sind nur einige Andeutungen, wie von der kommunistischen Propaganda das in der Sowjetkunst gepflegte Realistische und Nationale ausgespielt wird und noch mehr ausgespielt werden kann gegenüber so manchem Leeren und Dekadenten in der westlichen Kunst.

Kunst und Volkskunst im Dienste des Kommunismus nötigen so, sich auf das Echte, Wahre, Gesunde zu besinnen und mit dem Gut abendländischer Tradition und abendländischen Geistes ehrfürchtiger umzugehen.

K. St.

## Die Frage des Buches Hiob

Man kann mit verschiedenen Fragestellungen an das Buch Hiob herantreten. Der Historiker wird beispielsweise untersuchen, ob das, was in diesem seltsamen Buch berichtet wird, oder wenigstens dessen Kern, geschichtliche Wirklichkeit sei oder nur Produkt eines dichterisch gestaltenden Genies. Der Literar-Kritiker prüft die Echtheit des Textes, geht also z. B. der Frage nach, ob die Elihu-Rede dem Urtext angehöre oder späterer Einschub sei. Der Philologe sucht in der Sprache; dem Wortschatz und der Grammatik Anhaltspunkte, um die Zeit und vielleicht auch den geographischen Ort der Entstehung dieses Buches festzustellen. Der Psychologe interessiert sich nicht so sehr für den objektiven Inhalt des Buches, sondern vielmehr für den subjektiven Zustand des Menschen oder des Volkes, aus dem heraus diese eigenartige Schrift als Projektion bewusster oder unbewusster Gottesvorstellungen entstanden ist.

Alle diese Untersuchungen sind berechtigt und haben ihre Bedeutung. Aber sie bewegen sich alle am Rande des eigentlichen Inhaltes. In seinem Buch «Antwort auf Hiob»\* betrachtet C. G. Jung den Inhalt dieses biblischen Buches als Projektion seelischer Vorstellungen. Die Verlagerung des objektiven Inhaltes in subjektive Vorgänge bewirkt eine völlige Verschiebung von der entscheidenden theologischen auf die psychologische Ebene, eine Verschiebung, die den eigentlichen theologischen Gehalt ernstlich in Gefahr bringt. Denn Jung, der begreiflicherweise das Buch Hiob als Psychologe liest, macht seine Fragestellung zu der Fragestellung des Buches. Das ist eine wesentliche Akzentverschiebung, die den Blick des Lesers vom Entscheidenden ablenkt. In Wirklichkeit ist das Buch Hiob als biblisches Buch Wort Gottes, logos theou, darum ist der Theologe für die Beurteilung des eigentlichen Inhaltes zuständig. Die Frage des Buches Hiob lautet: Ist Gott objektiv gerecht? Es ist die uralte Frage der Theodizee.

### i.

Die Art, wie dieses Buch die Frage stellt und zu beantworten sucht, ist schon nach der formalen Seite hin höchst eigenartig. Der unbekannt Verfasser lässt Frage und Antwort in dramatischem Geschehen über die Bühne gehen. Nach einem kurzen Vorspiel im Himmel und auf der Erde beginnt der

Hauptakt. Der äussere Apparat und die Requisiten sind, ganz dem modernen Empfinden entsprechend, auf ein Minimum reduziert, damit die Aufmerksamkeit völlig auf das Wesentliche konzentriert werde. Eine Stadtmauer als Hintergrund, davor auf einem Schlackenhaufen ein alter, nackter Mann, der mit einer Scherbe sich den Eiter vom Leibe schabt. Um ihn herum sitzen mit untergeschlagenen Beinen ein paar Männer. Über dem Ganzen ein bleierner Himmel. Die Szene verdunkelt sich mehr und mehr, bis Blitz und Donner eines Gewitters die äussere Begleitung zu den inneren Ladungen und Spannungen bilden, die in gewitterhaft wilden Ausbrüchen eines leidenschaftlichen Schmerzes Fragen stellen und Vorwürfe erheben, die dann in der Gewitterstimme des majestätischen Gottes Zurechtweisung und Antwort finden. Die Gespräche der Freunde rollen in drei mal drei Runden ab und zwar so, dass sie mit einem Monolog Hiobs beginnen und schliessen. Und bezeichnenderweise fällt die letzte, also 9. Rede eines der drei Freunde, weg, weil diese im Grunde genommen nichts mehr zu sagen wissen. Und auch der letzte Monolog Hiobs endet in verzweifelter Stille. Dann erst kann nach einer Einführung durch Elihu die Stimme Gottes vernommen werden. Künstlerisch gestaltet sind neben der Hauptfigur des immer leidenschaftlicher sich aufbäumenden Hiob die Gestalten der drei Freunde. Der Erste trägt seine scheinbare Überlegenheit selbstgefällig in seniler Eitelkeit zur Schau. Er spricht gönnerhaft und herablassend, doziert, anstatt wirkliches Mitleid zu zeigen. Der Zweite ersetzt die Liebe durch Pathos und Salbung. Er ist ein Schönredner, der deklamiert und sich an seinen eigenen Worten berauscht. Der Dritte schwört auf die Worte seines Magisters, wiederholt nur die Ideen der andern und ersetzt seine Gedankenarmut durch Stimmstärke und seine mangelnden Ideen durch polternden Ton.

Allein schon das Studium dieses formalen Elementes ist für den Theologen interessant. Denn es wird ihm dadurch deutlich, dass die Selbstmitteilung Gottes in der Bibel neben den Formen historischer Berichte und prophetischer Worte, neben Gedichten und Liedern, neben Briefen und Reden, auch die literarische Form des Dramas benützt. Die Enzyklika «Divino afflante Spiritu» hat die Exegeten aufgefordert, jeweils auf die literarische Form und Art der verschiedenen biblischen Bücher zu achten, um sie dementsprechend richtig auszulegen. Das genus literarium des Buches Hiob nötigt dem aufmerksamen Leser Bewunderung ab. Gewiss fliessen die

\* Zur psychologischen Auseinandersetzung mit dem Buche C.G. Jungs siehe Nr. 4/1953 dieser Zeitschrift.

Gedankenreihen in orientalischer Breite dahin und enthalten für unser Empfinden reichlich viele und bisweilen ermüdende Wiederholungen. Aber wir dürfen nicht Masstäbe des Abendländers an die morgenländische Literatur legen. In den entscheidenden Hauptpartien ist das Werk so gewaltig, dass man die Tragödien eines Sophokles oder Shakespeares Königsdramen damit vergleichen kann.

Der inspirierte Verfasser hat wohl die Form des Dramas gewählt, weil die Auseinandersetzung mit dem Problem der Gerechtigkeit Gottes im Leben der Einzelmenschen und im Schicksal der Völker, ja der ganzen Menschheit, oft genug dramatische Formen annimmt.

2.

Der Inhalt des Buches, also die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes, beginnt völlig harmlos mit der Zeichnung einer scheinbar richtigen und gerechten Ordnung.

Ein gerechter Mann, Hiob, wird für seine Gerechtigkeit durch den gerechten Gott gerechterweise belohnt. So lebt er in materiellem Reichtum, in harmonischen, glücklichen Familienverhältnissen und in angesehener gesellschaftlicher Stellung. Es scheint somit alles richtig und in Ordnung zu sein. Denn dass es dem Guten gut und dem Bösen böse gehe, ist auf alle Fälle jüdische Überzeugung. Und für den Juden ist das Jenseits nur ein Schattenreich. Der Gerechte empfängt somit seinen Lohn schon im Diesseits: «Auf dass es dir wohl-ergehe und du lange lebest auf Erden.» Aber dieses Denken beherrscht doch auch weithin die christlichen Kreise. Geht es dem Guten böse und dem Bösen gut, dann empfindet man das als ungerecht. So scheint also in der ersten Szene alles der richtigen Ordnung entsprechend. Aber es scheint bloss so. Satan, der schon im Paradies als schlangengeringeltes, inkarniertes Fragezeichen die rechte Ordnung in Frage gestellt hat, stellt auch hier eine berechnete, äusserst geschickte Frage: «Ist etwa Hiob umsonst gottesfürchtig? Hast nicht du selbst ihn und sein Haus umhegt und alles ringsum, was er hat? Du hast seiner Hände Werk gesegnet und seine Herden haben sich ausgebreitet im Lande» (1, 9). Mit dieser Frage wird der trügerische Schein entlarvt und die Scheingerechtigkeit als Unrecht demaskiert. Denn die Frage besagt, dass der Mensch seinen Wohlstand nicht von Gott als Lohn für sein gerechtes Tun empfängt, sondern dass gerade umgekehrt der Mensch darum Gott dient, weil dieser ihn beschenkt. Mit andern Worten: Am Anfang steht nicht die Gerechtigkeit des Menschen, die dann von Gott das Gute als Lohn empfängt, sondern am Anfang steht das Wohlbefinden des Menschen, der dann, um dieses Wohlbefinden sicherzustellen, wohlweislich Gott dient. Religion ist somit im Grunde genommen nicht selbstloser Gottesdienst, sondern selbstsüchtiger Menschendienst. Diejenigen, denen es gut geht, sind religiös, nicht den Religiösen geht es gut. Es verbirgt sich hinter dieser Frage der Vorwurf, dass Religion Sache der Besitzenden sei, Feigenblatt, das mühsam die Blösse des Egoismus verdeckt. Damit ist die Gerechtigkeit der Ordnung in Frage gestellt. Die Prüfung soll zeigen, wer recht hat. Hiob verliert Schlag auf Schlag alles, zuerst seinen materiellen Besitz, dann seine Familie, schliesslich seine körperliche Gesundheit und endlich die menschliche Gemeinschaft. Völlig verarmt, nackt und bloss, hinausgestossen, sitzt er leidend und krank im Elend. Aber auch jetzt scheint doch alles richtig und geordnet, denn Hiob bleibt dem Herrn treu: «Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gepriesen. Bei all dem hat Hiob sich nicht versündigt und nicht mit Gott gerechtet» (1, 21 & 2, 10). Aber nun verlässt die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes die ruhige, akademische Sphäre der blossen Theorie und wird existentiell und unheimlicher Ernst. In seiner Einsamkeit beginnt der verlassene und verstossene Mensch über sein Schicksal nachzudenken. Denn nun scheint die Ordnung auf den Kopf gestellt.

Ein Gerechter wird durch Gott ungerecht behandelt. Der Unschuldige leidet, dem Guten geht es schlecht. Ist Gott, von dem all das ausgeht, gerecht? Damit ist die Fragestellung als menschlich bohrender Schmerz und als satanische Versuchung scharf formuliert.

3.

Der zweite Akt ist Auseinandersetzung mit Scheinlösungen und unbefriedigenden Antworten. Die erste unhaltbare Lösung ist die innere Flucht, das Ausweichen. Hiob fühlt sich der Auseinandersetzung nicht gewachsen. Und so scheint ihm das Versinken in die Finsternis des Todes der einzige Ausweg. «Hinweg der Tag, da ich geboren... Warum starb ich nicht schon im Mutterschoss... Dann läge ich jetzt und hätte Ruh' im Schlafe und es wär mir wohl» (3, 3). «Gefiel' es doch Gott nur, mich zu töten, möcht' er in Grossmut meinen Lebensfaden rasch zerschneiden; es wäre Hilfe mir» (6, 9). Dieses Ausweichen gelingt aber nicht. Er bleibt am Leben, und so wühlt der Schmerz in seinem Gebein und in seinem Herzen. Die Freunde, die kommen ihn zu trösten, entwickeln nun in langen Gesprächen die Durchschnittsauffassung von der Gerechtigkeit Gottes in seiner gerechten Ordnung. Ihre These lautet: Unglück ist nur dort, wo der Mensch es verschuldet hat. Sie formulieren diese Überzeugung in der doppelten Formel: Wo Leid, da Schuld, und wo Schuld, da Leid. «Bedenk' doch nur, wer wäre jemals schuldlos umgekommen? Wo gehen Redliche zugrunde? Wer Unrecht pflügt und Böses sät, der erntet's auch» (4, 7). Sie berufen sich dabei auf ihr persönliches Wissen und ihre Erfahrung, ja sogar auf eine nächtliche, geheimnisvolle Offenbarung.

Aber Hiob weist die These scharf und entschieden zurück. Er betont die Tatsache, dass es in Wirklichkeit keineswegs den Guten gut und den Bösen böse geht. «Die Armen stösst man von dem Weg... Auf fremdem Felde müssen sie als Schnitter schaffen, in frevelhaft erworbenem Weinberg Arbeit leisten» (21 u. 24). Dazu kommt seine persönliche Erfahrung im eigenen Leben. «Schuldlos ist meine Hand, aufrichtig mein Gemüt... Von Gottes Wegen wich ich nicht, und seines Mundes Worte hielt ich stets getreu» (23, 11). In der Tat ist die Behauptung der Freunde keine Lösung. Natürlich gibt es Menschen, die durch Schuld sich Leid als Strafe zuziehen. Aber die Verallgemeinerung ist falsch. Diese terribles simplificateurs bringen die Komplikationen des Lebens auf eine zu einfache Formel. Ausserdem ist es ein schlechter Trost für den Leidenden, wenn man ihm seine Sünde vorwirft. Sieht er dann ausserdem, dass es andern gut geht, deren Schlechtigkeit offenkundig ist, kann er sich mit dieser vereinfachten Scheinlösung unmöglich abfinden.

So sucht dann Hiob selbst eine Antwort. Aber gerade in der leidenschaftlichen Widerlegung seiner Gegner lässt er sich ins andere Extrem treiben. Er betont seine eigene Schuldlosigkeit immer stärker, bis sie pharisäische Selbstgerechtigkeit wird. «Ich halte fest an meiner Gerechtigkeit und gebe sie nicht preis. Es tadelt mich mein Herz ob keiner meiner Taten. Es war Gerechtigkeit mein Kleid, das gut mir stand und meine Rechtlichkeit war Mantel mir und Turban... usw.» (29 u. 31). So begeht er durch Überbetonung seines Rechtes Unrecht. Das Pochen auf seine Unschuld versteift sich zu stolzem Trotz. Und da die Freunde Gottes Gerechtigkeit retten wollen, indem sie Hiobs Unrecht betonen, behauptet nun Hiob umgekehrt seine eigene Gerechtigkeit und wirft Gott Unrecht vor. «Es ist nun einmal so, ich sag' es offen: Gott bringt den Frommen und den Frevler um. Blindlings trifft seine Peitsche. Nichts macht er sich aus der Verzweiflung Unschuldiger» (9, 22). Immer weiter lässt sich Hiob in innerlichen Grimm und Groll treiben, bis er schliesslich Gott vor die Schranken eines menschlichen Gerichtes zitiert, ihn der Ungerechtigkeit anklagt, eine Art Klageschrift verfasst, in welcher Gott in aller Form bezichtigt wird, unrecht zu handeln. In diesen Kapi-



teln wilden Aufbegehrens gegen Gott brechen die aufgestauten Wasser hemmungslos durch und reissen alles in die Tiefe. Die Sätze sind von einer wilden Grösse, die an Nietzsches Hassliebe erinnern und an das Lied des Harfners: «Wer nie sein Brot in Tränen ass». Es ist nicht ein Atheist, der hier seine Stimme erhebt, und nicht die kalte zynische Intelligenz, die sich durch Konstatierung der Ungerechtigkeit vom vermeintlichen Gott abwendet, sondern es sind Worte eines Menschen, der an Gott leidet, weil ihm dieser Gott nicht gleichgültig ist. «Drum bin ich über Gott erschrocken... Mir graut vor ihm. Denn Gott hat mir das Herz gebrochen» (23, 15). Es ist die Klage und der Schrei eines verwundeten Herzens. Die Frage: Gibt es einen gerechten Gott? ist hier aus der theoretischen Sphäre und akademischen Überlegung in die harte Wirklichkeit eines glühenden Herzens und leidenden Menschen herabgezogen und wird in ihrer Schärfe und Leidenschaftlichkeit zur blasphemischen Anklage gegen Gott. Zugleich ist damit gesagt, dass der Mensch auf diese Frage keine Antwort weiss und so endet das 31. Kapitel mit den Worten: «Zu Ende sind die Reden Hiobs, und es hörten die drei Männer auf, Hiob zu antworten.»

4.

Die Antwort wird von Gott gegeben. Und zwar dadurch, dass zuerst der fragende und anklagende Mensch in die Schranken gewiesen wird. Hiob, der die Frage an Gott gestellt hat, muss nun selbst Red und Antwort stehen auf die Frage, die Gott an ihn richtet. Denn Gott zeigt ihm den Wesensunterschied zwischen seiner göttlichen Grösse und der menschlichen Kleinheit. «Wo warst du, als ich die Erde gründete, sag an, wenn du Bescheid weisst», usw. (38). In einer grandiosen Schilderung der Schöpfung wird dem Menschen seine Geschöpflichkeit zum Bewusstsein gebracht. Und es wird ihm klar, dass der endliche Mensch den unendlichen Gott mit seinen Begriffen nicht begreifen kann. Der kleine Gernegross homo sapiens kann wohl im aufgeschlagenen Buch der natürlichen Offenbarung lesen und daraus des Schöpfers Grösse erkennen. Aber der Schöpfer selbst ist ihm im Letzten unzugänglich. Er ist wesentlich unaussprechlicher und unfassbarer Gott. Er ist der ganz andere, den wir nicht in die Kategorien unseres Denkens pressen können und somit ist es selbstverständlich, dass es im Wirken Gottes Geheimnisse gibt, die der Mensch nicht mit seiner Intelligenz intus legere kann. Und so endet diese erste Gottesfrage an den Menschen mit dem Verstummen Hiobs. «Fürwahr, zu gering bin ich, dass ich dir Antwort stehe. So lege ich meine Hand auf meinen Mund» (39, 34).

Und ein zweites Mal setzt das Wort Gottes an. «Ich will dich fragen, und du lehre mich: Willst du mein Recht vernichten und mir Unrecht geben, dass du Recht behaltest?» (40, 3).

Und nun wird mit dem Hinweis auf die erstaunlichen Gebilde, die sich in der Tierwelt finden, dargetan, dass der unbegreifliche Gott seine Allmacht benützt, nicht zum Vernichten, sondern zum Gestalten. Das Jawort des Glaubens auf Grund der ersten Gottesrede bekommt hier einen freudigeren Klang, denn es wird Glaube an eine gestaltende Macht, der man sich mit Vertrauen überlassen kann. «Ich weiss, dass du alles vermagst und keine Gedanken dir verwehrt sind. Darum sehe ich ein, dass ich im Unverstand gesprochen, über Dinge, die zu wunderbar sind für mich, und die ich nicht begriff... Darum will ich jetzt dich fragen, und du lehre mich» (42, 2). Aus diesen Reden Gottes wird nun auch sichtbar, dass es jetzt nicht mehr ein menschliches Nachdenken über Gott wie über einen Dritten ist, sondern nun ist es ein unmittelbares Stehen vor Gott, ein Angerufenwerden durch Gott, eine Ich-Du-Begegnung. Und damit hört das Disputieren auf, denn in der lebendigen Begegnung mit dem lebendigen Gott verstummt der Mensch. «Vom Hörensagen hatte ich von dir gehört, nun

aber hat mein Auge dich gesehen. Darum widerrufe ich, bereue ich, in Staub und Asche» (42, 6).

Die Antwort des Buches Hiob ist somit nicht eine intellektuelle Auflösung des Problems, sondern Hinweis auf den Glauben als Jasagen zum grossen, lebendigen, schöpferischen und wunderbaren Gott. Wenn schon die Natur voller Geheimnisse ist, wie erst die Übernatur, und wie erst Gott selbst!

5.

Ist der Glaube die letzte Antwort? Ja und nein! Denn es gibt noch eine Tiefenschicht im Buche Hiob, und erst wer in diese letzte Tiefe gräbt, hat auch die eigentliche Antwort dieses seltsamen Buches.

Durch das ganze Buch ziehen sich geheimnisvolle Andeutungen von etwas anderem, Hintergründigem. Hinter Hiob wird die Gestalt eines andern, des eigentlichen und wahren Hiob sichtbar, die Gestalt Christi. Hiob beruft sich auf einen Verteidiger, der einmal zu seinen Gunsten aufstehen wird (19, 25). Ein advocatus peccatorum Gott gegenüber. Nun gilt aber nemo contra Deum nisi ipse Deus. Dieser Fürsprecher der Sünder ist der menschengewordene Gott, Jesus Christus, der eigentliche und wahre Hiob. Christus verliert, wie Hiob, sein ganzes Besitztum, bis sie ihm noch die Kleider vom Leibe reissen. Auch er wird wie Hiob vom Satan versucht, von seinen Freunden verlassen, findet kein Verständnis für sein Schicksal, erlebt die Einsamkeit seiner Passion ausserhalb der Stadt, extra castra und die innere Gottverlassenheit am Kreuz. Das Alte Testament findet erst im Neuen sein eigentliches Verständnis. Es ist «Erzieher auf Christus hin». Und so spricht dann auch das Buch Hiob letztlich von Christus. In Christus wird die Frage: «Ist Gott gerecht?» neu gestellt und noch schärfer zugespitzt. Denn hier ist ein wirklich gerechter Mensch, ohne Schuld und Sünde, einer, der sich wirklich vor Gott auf seine Gerechtigkeit berufen kann, ohne dass diese Worte pharisäischen Klang erhalten. Gerade dieser eigentlich Gerechte erleidet nun aber ein Schicksal, das schlimmer ist als das Hiobs. Denn bei ihm endet nicht alles in diesseitigem Glück, sondern im Tod am Kreuz. Die Unbegreiflichkeit göttlicher Gerechtigkeit tritt hier voll in Erscheinung. Aber dieser wahre Hiob begehrt nicht auf und schleudert nicht seine Anklage ins Antlitz Gottes, sondern findet ein Jawort der Geborgenheit: «Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist». Und gerade hier bei diesem neuen, wahren Hiob wird nun sichtbar, dass das Leiden zwar auch Strafe ist und Sühne. Aber nicht notwendig für Schuld und Sünde des Einzelnen, der leidet, sondern Sühne für die Sünden der Menschheit als Ganzes. Und so wird am Kreuz die Gerechtigkeit Gottes nicht fragwürdig, sondern sichtbar. Denn der gerechte Gott fordert aus Gerechtigkeit Sühne für die Sünden der Menschen. Zugleich aber wird sichtbar, was im Buche Hiob angedeutet war, dass nämlich Gott seine Macht benützt, um wunderbare Dinge zu schaffen. Denn Gottes Allmacht schafft am Kreuz aus Bösem Gutes. Die göttliche Kraft des amor transformans macht aus dem Mord am Kreuz ein Opfer der Hingabe, durch das die Sünder zu Gerechten werden, so dass Paulus schreiben konnte, Gott habe am Kreuz seine Gerechtigkeit gezeigt, er, der selbst gerecht sei und Sünder gerecht mache (Röm. 3, 26). Das Leiden wird hier aus seiner dumpfen Sinnlosigkeit herausgerissen und erhält einen konstruktiven Sinn. Alles Menschenleid ist von da an nicht mehr bloss Strafe oder Läuterung, sondern es ist Teilnahme an der sich opfernden Hingabe Christi und damit Beitrag zur Heiligung der Welt. Es ist jetzt also nicht mehr bloss blindes Annehmen durch den Glauben, sondern freies Jawort liebender Teilnahme und bewusster Mitwirkung am sühnenden und heiligenden Opfer des Herrn.

Die Frage: Gibt es einen gerechten Gott? findet erst hier ihre Antwort. Es ist die Antwort des Glaubens, die im Buche Hiob gegeben ist, und die Antwort der Liebe, die Christus als der wahre Hiob gibt und fordert.

Und das scheinbar etwas primitive happy end Hiobs im irdischen Glück findet seine eigentliche Verwirklichung in den Schlusskapiteln der Apokalypse, wo vom neuen Himmel und der neuen Erde die Rede ist, in der dann alles Leid ein Ende hat, weil durch das Leiden Christi und der Christen Sünde und Schuld überwunden sind und das neue Paradies leidlosen

Glückes dem Menschen geschenkt ist. Die Frage des Buches Hiob führt somit aus satanischen Tiefen und aus menschlicher Qual über den Glauben als Jawort zum unbegreiflichen Gott hin zur Liebe des Gekreuzigten und durch sie zur Vollendung im leidlosen Glück, wo Gottes Gerechtigkeit allen sichtbar wird.  
R. Gutzwiller.

## Ex urbe et orbe

### Die Priesterberufe gehen zurück

(Aus französischen Hirtenbriefen)

«Nicht nur die Bischöfe geht dieses Thema an», sagte kürzlich der Bischof von Arras, Msgr. Perrin, «der Pfarrer von Ars rief von der Kanzel herab seinen Pfarrkindern zu: Das Sakrament der Priesterweihe, das für keinen von euch wichtig scheint, ist wichtig für die ganze Welt!» In Frankreich gab es 1903 für eine Bevölkerung von 39 Millionen Einwohnern 43 967 Pfarreien. 1930 zählte man für 41 Millionen Einwohner nur noch 32 332 Pfarreien. Während 1904 die Zahl der Pfarreien ohne Priester 4772 betrug, stieg diese Zahl 1950 auf 15 416. Mit Recht bemerkt Msgr. Perrin, man dürfe nicht dabei stehen bleiben, die Pfarreien ohne Priester aufzuzählen: «Manche Kirchen, die einst mit einem Pfarrer versehen waren, scharen heute keine Bevölkerung mehr um sich, die es rechtfertigen würde, einen Priester zur Verfügung zu stellen.» Aber trotzdem «erhoben in den letzten Jahren fast alle (französischen) Bischöfe ihre Stimme, um mit Besorgnis dem Priestermangel ihrer Diözesen Ausdruck zu verleihen. Einem Mangel, der zum wenigsten eine Gefahr bedeutet, und bei einzelnen steigerte sich diese Besorgnis bis zum angstvollen Hilferuf.»

#### Der heutige Stand des Klerus

Wir haben die Statistiken einiger Hirtenbriefe durchgesehen, um das Ausmass des heutigen Priester mangels zu beleuchten. Mit Ausnahme von Saint-Dié (im Département Vosges) lässt sich allgemein ein namhafter Rückgang an aktiven Priestern von 1900 bis 1953 feststellen. In manchen Fällen wird die Bedrohlichkeit der Lage noch deutlicher, wenn man das Durchschnittsalter der Geistlichen in Betracht zieht.

Sehen wir zunächst die Statistik von Saint-Dié, die Msgr. Brault veröffentlicht:

Jahr	Zahl der tätigen Priester	Bevölkerungsbewegung im Département
1905	630	
1911		432 000
1914	576	
1921	487	
1930	442	
1938	468	
1946	490	342 000
1950	516	
1953	518	361 000

Durchschnittsalter 1953: 44 Jahre.

Das ist die einzige Diözese (von denen, die wir einsehen konnten), in der sich die Lage wieder zu bessern scheint, und in der das Durchschnittsalter relativ niedrig ist.

Stellen wir andere Statistiken daneben, die leider recht lückenhaft sind, so ergibt sich ein weit ungünstigeres Bild.

Diözese Saint-Flour, Département du Cantal (Msgr. Marty):

Jahr	Priester	Einwohner
1900	514	240 000
1920	400	
1952	322	190 000

Alter der seelsorglich noch tätigen Priester 1953: über 70 Jahre: 53; zwischen 60 und 70: 46; zwischen 50 und 60: 25; zwischen 40 und 50: 56; zwischen 25 und 40: 142.

In Carcassonne (Département de l'Aude) beklagt Bischof Puech einen noch stärkeren Rückgang: 1900 beschäftigte die Diözese 622 Priester; 1953 zählt sie nur noch 287, von denen 80 über 70 Jahre alt sind und 43 zwischen 60 und 70 Jahren.

Wer der Ansicht wäre, dass in diesen Statistiken die Zahl der Gläubigen, die auf einen Priester kommen, nicht allzu hoch sei, vergisst all die Erziehungsinstitute, Vereine, Administrationsposten, die in jeder Diözese einen beträchtlichen Anteil der Geistlichen beanspruchen. So kommt es, dass zum Beispiel in der eben genannten Diözese Saint-Flour von den 322 Geistlichen nur 233 eigentliche Pfarrseelsorge ausüben in 317 Pfarreien. Nur 18 von ihnen haben nur eine Pfarrstelle zu betreuen, 100 zwei Pfarrstellen und 13 sogar drei Pfarreien. Der Bischof Msgr. Marty bemerkt zu diesen Zahlen: «Selbst dort, wo eifrige Seelsorger, unterstützt von guter Gesundheit und den technischen Hilfsmitteln rascher Beförderung, ihre Gegenwart vervielfältigen können, leidet darunter das religiöse Leben. Am Sonntag, der ein Tag der grossen Gemeinschaft für die ganze Pfarrei sein sollte, kann der Priester vor und nach der Messe seinen Gläubigen nicht zur Verfügung stehen, um sie anzuhören und zu beraten, denn er muss sich schleunigst auf seine Aussenposten begeben. Noch weniger kann er Nachmittagsandachten abhalten.»

In Pfarreien, die einen Geistlichen für sich haben, ist daher die Zahl der praktizierenden Katholiken weit grösser; sie sinkt automatisch, sobald die Pfarrei in eine Aussenstation verwandelt wird und steigt mit der Ankunft eines residierenden Pfarrers wieder an.»

#### Gründe für diesen Misstand

Alle Hirtenbriefe betonen, dass die Gründe für den Mangel an Priester- und Ordensberufen in mangelndem Glaubensgeist beim Volke Gottes zu suchen seien: im persönlich lauen Glauben bei denen, die den Anruf Gottes zurückweisen, und mehr noch in der glaubensschwachen allgemeinen Atmosphäre. Diese Glaubensarmut selbst aber hat nach den meisten Hirtenbriefen vor allem drei Wurzeln: a) die Anhänglichkeit an irdische Güter, deren die meisten Priester entbehren müssen; b) die neutrale Schule, die als eine Hauptursache des Schwundes an christlicher Substanz zu betrachten sei; c) die soziale und kulturelle Umwelt.

#### Die Seminaristen

Ihr Hauptaugenmerk richten die Bischöfe auf die Zukunft. Sie wollen zeigen, dass der Nachwuchs an Priestern (wenigstens für die nächste Zukunft) keine Hoffnung auf Besserung bietet, und sie wollen Wege angeben, wie dieser Krise begegnet werden könne.

Der Zustand der Seminaristen ist nicht sehr ermutigend. Kardinal Liénart stellt zum Beispiel fest, dass die Kurve der Priesterberufe in Lille geradezu alarmierend ist. Durch-



schnittlich zählte in den Jahren 1930 bis 1949 das grosse Seminar 53 Seminaristen. 1950 sank die Zahl auf 44, 1953 auf 43 und 1952 auf 32! Der Eintritt in religiöse Gemeinschaften (männliche und weibliche) weist auch einen ständigen Rückgang auf. In Carcassonne zählte man 1900 noch 112 Kandidaten im grossen Seminar, 1953 sind es nur noch 34. In Saint-Dié verminderte sich die Gesamtzahl der Seminaristen (grosses und kleines Seminar) 1942 bis 1952 von 387 auf 258.

### Heilmittel

Alle Hirtenbriefe betonen mit Pius XI. (der ein eigenes Rundschreiben über die Priesterberufe erlassen hat) die Wichtigkeit des Gebetes. Alle machen auch darauf aufmerksam, welche Bedeutung einem familiären «Klima» beizumessen sei, das dem Keimen von Berufen günstig sei. In den Familien müsse vor allem ein lebendiger Glaubensgeist herrschen, darüber hinaus aber ein taktvolles Verlangen, einen Sohn am Altar zu sehen. Auf die christliche Erziehung sei grösserer Wert zu legen. Der Bischof von Saint-Dié (Msgr. Brault) weist noch besonders auf die Bedeutung der kinderreichen Familien für das Werden von Priesterberufen hin: «Die Normalfamilie bringt eine gewisse Kinderzahl mit sich, und das wiederum bezeugt im allgemeinen – wenn nicht sogar immer – die Hochherzigkeit der Eltern. Dort, wo die Kinderzahl gering ist, werden die Eltern nicht so leicht hinter Gott zurücktreten. Die Statistiken bestätigen, dass die kinderreichen Familien der beste Boden für Priester- und Ordensberufe sind. Noch kürzlich traf ich einen Priester, dessen Eltern zehn Kindern das Leben schenkten: fünf davon sind heute Priester. Von den 82 Seminaristen im grossen Seminar sind:

- 5 das einzige Kind,
- 19 aus einer Familie mit 2 Kindern,
- 17 aus einer Familie mit 3 Kindern,
- 11 aus einer Familie mit 4 Kindern,
- 17 aus einer Familie mit 5 Kindern,
- 3 aus einer Familie mit 6 Kindern,
- 2 aus einer Familie mit 7 Kindern,
- 2 aus einer Familie mit 8 Kindern,
- 6 aus einer Familie mit 10 oder mehr Kindern.

Ein enger Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein kinderreicher Familien und dem Entstehen von Priesterberufen lässt sich nicht leugnen... Was soll man also von Familien sagen, die das Leben freiwillig ablehnen oder unterbrechen? Das Kind, das hätte geboren werden sollen, trug vielleicht eine göttliche Berufung in sich.»

«Wir wollen nicht im einzelnen über die Krise, die Uns grosse Sorge macht, reden... Heute wollen wir Uns ausschliesslich an all die Priester und Laien, Prediger Redner und Schriftsteller wenden, die kein Wort des Lobes mehr für die Christus geweihte Jungfräulichkeit haben; die seit Jahren trotz der Mahnungen der Kirche und entgegen ihrer Auffassung die Ehe prinzipiell höher stellen als die Jungfräulichkeit; die selbst so weit gehen, die Ehe als das einzige Mittel zur Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit... darzustellen. Sie mögen sich ihrer Verantwortung vor Gott und der Kirche bewusst werden. Sie gehören zu den Hauptschuldigen an einem Sachverhalt, von dem Wir nur mit Trauer reden können: während der Ruf nach christlichen Schwestern in der christlichen Welt und sogar auch darüber hinaus dringlicher denn je ist, sind Wir gezwungen, darauf mehr und mehr mit Nein zu antworten. Wir sind zuweilen sogar gezwungen, alte Werke, Krankenhäuser und Erziehungsanstalten aufzugeben, nur weil die Berufungen nicht dem Bedürfnis entsprechen.»

(Ansprache Pius XII. am 15. IX. 1952)

### «Morgen wird es Priester geben»

Der Bischof von Saint-Flour, Marty, betitelt einen Abschnitt seines Hirtenbriefes mit der Frage: «Wird es morgen in der Diözese Priester geben?», und er antwortet voll Optimismus: «Die augenblicklichen Gegebenheiten und unmittelbaren Aussichten sind keineswegs ermutigend. Trotzdem möchte ich es offen aussprechen vor allen Diözesen: Gewiss, morgen wird es Priester geben.» Er stützt seinen Optimismus auf den Glauben an Gott, der «seinen Appell, sei es für den Priesterberuf, sei es für ein echt christliches Leben, wie auch für den Eifer der Priester, um Berufe zu wecken, überreich ergehen lässt», und er fügt hinzu: «Viele Kinder haben eine Berufung, die schlummert. Unsere wache Sorge, die von uns ausstrahlende Freude werden sie wecken und ihr zum Ziel verhelfen. Ich will den Priestern ein fast unfehlbares Mittel verraten, die Berufe zu entdecken: Seien wir fröhlich, bezeugen wir, dass wir glücklich sind, weil wir auf den Glauben und die Hoffnung, aus denen die Liebe quillt, unser Leben gegründet haben. Die Kinder fühlen sich von glücklichen Menschen immer angezogen.»

Beschliessen wir diese Zeilen mit einem Wort des Bischofs von Carcassonne, Puech, das uns zeigt, in welcher Perspektive wir das Priestertum zunächst sehen müssen, ehe wir all die äusserlichen Fragen nach dem Leben der Priester, nach ihrer Zahl, nach ihrer Verwendung unter die Lupe nehmen:

«Versteht ihr jetzt, dass Christus, die Kirche, das Priestertum eng miteinander verbunden sind, und dass wir ebenso wenig auf den Priester verzichten können, wie wir auf Jesus Christus nicht verzichten können. Christus, die Kirche, das Priestertum kann man nicht getrennt voneinander betrachten: sie stellen verschiedene Aspekte eines einzigen, wundervollen Planes der Liebe Gottes dar, der uns an seinem Glück teilnehmen lassen will...»

Von aussen gesehen, werden sie immer Aergernis erregende Steine des Anstosses sein. Aber ist das Kirchenfenster dazu entworfen, um von aussen angeschaut zu werden? Von innen, aus dem Glauben, angesehen, wird alles klar. Christus ist dann nicht mehr bloss ein grosser Mann der Vergangenheit, sondern der Sohn Gottes, der uns das göttliche Leben bringt.»

Anm. der Red.: Obige Zusammenstellung aus verschiedenen Fastenhirtenbriefen des französischen Episkopates, die auch für uns der Aktualität nicht entbehren, entnehmen wir der neuen, sehr lesenswerten französischen illustrierten Halbmonatszeitschrift: «l'Actualité religieuse dans le monde» Nr. 3, vom 1. Mai 1953.

## Zwei Porträts

### General de Gaulle

General de Gaulle hat sich definitiv von dem parlamentarischen Getriebe, dem in Frankreich seit seiner Befreiung 22 Regierungen zum Opfer fielen, lösgelöst. Er, der das «System», die neue Verfassung, die schwache Exekutive, den Parteihader und die Interessengegensätze mit seiner ganzen moralischen Kraft von Anfang an bekämpfte, gab öffentlich zu, dass er «gescheitert» sei. Seine «Sammlung» zerfiel. Sie war, gegen seinen Willen, nie etwas anderes, als die Zusammenfassung aller im

Parlament ersichtlichen Gegensätze. Ursprünglich durch ihn und seinen ruhmreichen Namen zusammengehalten, musste sie auseinanderfallen, als er es bei den Kritiken bewenden lassen musste und — eben auf Grund dieser Verfassung — nie zum Zuge kommen konnte. Von diesem Augenblick an wurden die in der Sammlung enthaltenen Interessen stärker und strebten auseinander.

Es gibt in unseren Tagen kaum eine Persönlichkeit, die so umstritten ist, wie General de Gaulle. Nicht ohne seine Schuld, aber wahrlich nicht nur durch die seine! Ein hoher Administra-

tor, überzeugter Sozialist, sagte uns eines Tages: «In der Kritik hat er fast immer recht; was er dagegen als Lösung vorschlägt, kann nicht, oder nur bedingt, angenommen werden.» Hierin lag in der Tat die Ursache aller innenpolitischen Kämpfe um seine Person einerseits und um die Lösung der Probleme andererseits. Sieht man genauer hin, so war Frankreich in einem gewissen Sinn niemals «gaullistischer» denn heute. Die über-grosse Mehrzahl der jahrelangen Kritiken de Gaulles wurde Allgemeingut. In keiner Partei besteht heute der geringste Zweifel darüber, dass die Verfassung in wesentlichen Punkten revidiert werden muss; dass die Exekutive zu verstärken sei; dass eine klarere Trennung der Gewalten zu erfolgen habe; dass die Verwaltung zu reorganisieren und zu modernisieren sei, um nur die Hauptpunkte seiner Kritiken zu nennen. Und von allen Seiten ruft man nach grösserer Autorität. Man kann gewiss über seine vorgeschlagenen Lösungen diskutieren, da aber von der Gegenseite keine anderen zur Ausführung kamen, sollte man dies nicht allzu laut tun. Wenn man jetzt langsam an den Kern der Übel herangeht, so leider nicht, weil man aus seinen Kritiken gelernt hat, sondern weil der Ernst der Lage dazu zwingt.

Wir sagten vorhin, dass de Gaulle an manchen Missverständnissen und Entzweigungen die «Schuld» trage. Diese «Schuld» liegt vor allem in seinem innersten Wesen. In einer Linkswochenzeitschrift (sozialistisch) wurde ihm nach seiner definitiven Absage von einem der aufrechtsten und lautersten Linkspolitiker ein Artikel gewidmet, der wohlthuend von allen andern parteiischen Kritiken abstach. Darin wurde mit Recht auf eine Eigenschaft de Gaulles hingewiesen, die niemand, der ihn lediglich von seinem öffentlichen Auftreten kennt, vermuten würde: auf seine Schüchternheit. Dieses Wort ist vielleicht nicht ganz richtig gewählt, obwohl es ins Schwarze trifft. Seinem ganzen Wesen nach ist General de Gaulle in der Tat ein Mann der Aktion und zugleich eine äusserst meditative Natur. Er kann stunden-, tage-, wochenlang in völliger Zurückgezogenheit über ein Problem meditieren, bevor er zur Aktion schreitet. Um aber von der Meditation zur Aktion zu kommen, bedarf er seiner ganzen Willenskraft. Immer wieder erhebt sich eine letzte Frage, ein letzter Zweifel, ein letztes Zögern, und erst wenn sie überwunden sind, tritt er mit seiner ganzen Selbstsicherheit auf den Plan. Der Hochmut, den so viele an ihm kritisieren, ist im Grunde genommen nichts anderes als ein Schild, mit dem er das, was oben Schüchternheit genannt wurde, den Blicken der Aussenwelt entzieht.

Bei all dem darf man die Herkunft und die Erziehung von General de Gaulle nicht vergessen. Sein Vater, Philosophieprofessor an einem Jesuitenkolleg, hat seinem Sohn die philosophische Ader und den Glauben vererbt. Schon dass seine «livres de chevets» Pascal und Montesquieu sind, ist für ihn bezeichnend. Die Bücher, die General de Gaulle selbst schrieb, wie z. B. «L'Armée Française» oder «Au Fil de l'Épée», sind weit davon entfernt, nur «fachwissenschaftlich» zu sein. Alle sind von philosophischen, meditativen Grundgedanken durchzogen. Selbst seine politischen Vorschläge sind eher durch einen staatspolitisch-philosophischen denn praktischen Sinn begründet. Daher weiss der praktische Politiker, auch wenn er de Gaulle nicht voreingenommen gegenübersteht, nicht viel mit ihnen anzufangen. Was heisst es z. B., wenn er das soziale Problem durch eine «Association du Capital et du Travail» lösen will? Jedermann, selbst die Sozialisten, wissen, dass eine solche Zusammenarbeit von Kapital und Arbeit das Ideal wäre. Jedermann wird zugeben müssen, dass es in einigen Fällen verwirklicht wurde, oder der Verwirklichung nahe ist. Aber wenn die gewiss unparteiischen, objektiv nach Wahrheit suchenden französischen Kardinäle und Erzbischöfe in einer, auf ihre Veranlassung vorgenommenen minutiösen Enquête u. a. feststellen mussten, dass «der Profit der grosse Motor der französischen Unternehmer» sei und dass bei den Gehaltsempfängern «ein Klima des Klassenkampfes» nicht so sehr als

Doktrin denn als eine soziale Tatsache herrsche, so scheint uns hier wenig Raum für eine Zusammenarbeit von Kapital und Arbeit zu sein. Auch die Zerrissenheit der Nationalversammlung ist ja viel weniger eine politische als eine aus den Interessengegensätzen hervorgehende. Man kann demgegenüber gewiss sagen: «Also weg mit einem solchen Parlament; die Männer guten Willens sollen regieren!» Die Interessengegensätze aber werden dadurch nicht verschwinden und leider zeigte sich bisher, dass sie stärker als die Regierungen waren.

Der Befreier Frankreichs hatte mit ihnen allerdings nichts zu tun. Denn in jener Zeit des Krieges gab es nur ein Interesse: ihn zu gewinnen und den Feind aus dem Lande zu jagen. Das war gewiss nicht nur eine ungeheuer schwere militärische Aufgabe, sondern vor allem und jedem eine psychologische. Denn auch hier mussten in erster Linie die Widerstandskräfte geweckt, gesammelt und auf ein Ziel hin ausgerichtet werden. Das grosse Verdienst General de Gaulles liegt eben darin. In dieser Hinsicht wurde er das Symbol der Nation und wird es in der Geschichte bleiben. Hier entwickelte er seine ganze moralische Kraft, die der Nation heute so sehr fehlt. Aber dem Frieden, oder besser gesagt dem Ende der Schlachten, musste nach der Riesenanstrengung ein Ermatten in der Nation folgen. Müde, zerschlagene, verarmte, vor ihren Ruinen sitzende Menschen waren nicht mehr unter einen noch so reinen Willen zu zwingen. Für jedermann wurden die eigenen Interessen die dringendsten. Auch, ja gerade für die Politiker und deren Parteien. Die Mittel, um sie erneut auf ein bestimmtes nationales Ziel hin zu einen, zu «sammeln», mussten andere sein als die des Krieges. Auch die Aktion bekam ein anderes Gesicht, kurz: eherne Charaktere mussten biegsam und schmiegsam werden, oder sich grollend in die Einsamkeit zurückziehen. General de Gaulle war nicht der einzige, den dieses Schicksal traf: auch Clémenceau hat es erlitten und — was zu sehr vergessen wird — alle wirklich reinen, idealistischen, nationalen Widerstandskämpfer. So nobel und berechtigt ihre Ideen für die Erneuerung der französischen Nation auch waren, so sehr blieben ihnen die praktischen Erfolge versagt. Wenn die Politik wirklich die Kunst des Möglichen ist, so scheiterte die ganze französische Nachkriegspolitik daran, dass zu viel Unmögliches verlangt wurde, und dies im guten wie im weniger guten Sinn.

General de Gaulles Rolle ist indes noch nicht ausgespielt. Er bleibt das Gewissen des traditionsverbundenen Frankreich. Seine Stimme, die sich nie auf eine Macht, sondern nur auf die Tradition Frankreichs und seine persönliche moralische Kraft berufen konnte, wird weiterhin von allen gehört werden. Wenn man uns aber fragen würde, ob er jemals wieder zur Macht komme, dann möchten wir darauf antworten: hoffentlich nicht! Denn das würde bedeuten, dass Frankreichs Politiker nicht mehr die Kraft fanden, ihre eigenen Interessen unter die der Nation zu stellen; dass er also wieder als Retter kommen müsste. Ist es aber nicht ein Armutszeugnis für eine Nation, wenn ihre Elite sich nicht mehr zu finden weiss? General de Gaulle hoch in Ehren — wir glauben aber, dass er für Frankreich noch mehr bangen würde als heute, wenn er genötigt wäre, die Verantwortung für die Zukunft seines Vaterlandes allein tragen zu müssen. Denn — was käme dann nach ihm?

### Robert Schuman

Niemand verurteilte die französische Aussenpolitik nach dem Kriege — und damit Robert Schuman, der sie fünf Jahre lang leitete — so, wie General de Gaulle. Niemand fand sarkastischere Worte über die Europäische Armee, für die Robert Schuman ebenfalls verantwortlich zeichnete, wie er. Und obwohl sich Robert Schuman selbst niemals öffentlich über General de Gaulle äusserte, kann man sich unschwer vorstellen, dass er von seinem Gegner nicht gerade entzückt ist. Wer mit solch unglaublicher Anstrengung und Geduld in jahrelanger, rastloser Arbeit ein Werk verwirklichte, wie den «Schuman-

plan», und einen Vertrag, wie den der Europäischen Armee, der muss zwar Kritik erwarten und annehmen, kann es aber schwer ertragen, wenn man seine Arbeit der Lächerlichkeit preisgibt.

Und doch: so sehr diese beiden Persönlichkeiten verschiedenen und politische Gegner sein mögen, so manches Gemeinsames ist ihnen eigen. Beide denken aus demselben religiösen Glauben heraus, wenngleich dieser bei de Gaulle, wir möchten sagen, mehr jansenistischen Charakter hat. Robert Schumans katholischer Glaube hat demgegenüber eher römischen Mönchscharakter. Nicht nur dass er jeden Tag sein Brevier liest wie ein Mönch, er lebt auch wie ein solcher: allein, einfach, bescheiden, ohne das geringste Bedürfnis, in der «grossen Welt» etwas zu gelten, es sei denn in seiner Eigenschaft als legitimer Vertreter seines Vaterlandes. Wenn er als Minister am Sonntag zur hl. Messe ging, liess er keinen Wagen vordringen, sondern nahm, wie jeder einfache Bürger, die nächste Untergrundbahn und fuhr zur Notre Dame. Alles an ihm ist einfach, posenlos. Aber Robert Schuman denkt politisch nicht aus dem Zentrum Frankreichs heraus wie General de Gaulle, sondern von der Grenze her. Er ist Lothringer, also Grenzmensch; daher wachsam, vorsichtig und widerstandsfähig. Für den Grenzmenschen gibt es nur ein Vorwärts, oder Widerstand. Hinzu kommt bei Schuman, dass er Deutschland nicht nur kennt, sondern durch seine Schulen ging, ja seine Pickelhaube trug, denn Lothringen gehörte damals zu Deutschland. Gewiss neigte dieser Lothringer, wie alle seine Landsleute, stets zu Frankreich. War doch die heilige Jeanne d'Arc für sie nicht nur ihre Landsmännin, nicht nur «ihre» Heilige, sondern zugleich die Befreierin Frankreichs, die, wie sie selber sagte, «pitié avec le royaume de France» hatte. Auch das ist französische Tradition und es war nicht von ungefähr, dass General de Gaulle seine Freiheitsbewegung unter das lothringische Kreuz stellte. Von hier aus gesehen ist Robert Schuman «erblicher» Demokrat, denn es war das Hirtenmädchen, das Volkskind, das den französischen König wieder in seine Rechte einsetzte. General de Gaulle stammt dagegen von der Aristokratie, also der früheren Führungsschicht Frankreichs, was seinem an sich demokratischen Charakter eine andere Färbung gibt. In beiden ist die christliche Grundsubstanz der Demokratie gewiss lebendig; aber de Gaulle hält es mehr mit der Rute Aarons, während Robert Schuman mehr zum «liebe deinen Nächsten» neigt. Beide ziehen aber entgegengesetzte Schlüsse daraus. Dies wird besonders in der sie trennenden Frage der Europäischen Armee ersichtlich. Aus seinem zentral-patriotischen Denken heraus kann sich General de Gaulle nur nationale Armeen vorstellen, da nur der Patriotismus den letzten Elan aus einer Armee herausholen könne. Er plädierte daher immer für eine nationale, autonome deutsche Armee, die dann mit den anderen nationalen Armeen zu einer Koalitionsarmee verbunden werden sollte. Wohl sah er das, was man gemeinhin «die deutsche Gefahr» nennt, glaubt aber auf Grund der völlig veränderten, furchtbaren Zerstörungsmittel sie auf technisch-organisatorischem Wege bannen zu können. Robert Schuman dagegen, der Grenzmensch, sieht anders. Er will dem deutschen Militarismus überhaupt keine Gelegenheit mehr geben, nach seinem eigenen Willen zu handeln; verweigert daher eine deutsche Armee und nimmt lieber eine europäische, wenn auch noch so farblose Armee in Kauf. Diese würde durch die Integration zuerst psychologisch, dann de facto zu einem lebendigen Organ zusammenwachsen. Der sehr schwerfällige entsprechende Vertrag ist mit allen möglichen Sicherheitsklauseln überladen, die den Advokaten ein weites Feld bieten; den an kurze, bündige Abmachungen gewohnten Militärs aber eher als ein Labyrinth erscheinen dürften. Labyrinth aber sind manchmal gefährlich! Man mag die eine oder die andere Auffassung kritisieren; der Militär de Gaulle sieht vielleicht hier klarer als der Politiker Robert Schuman. Man wird aber zugeben müssen, dass ein solcher Vertrag nur ein politischer sein kann, und dass jede Politik mit den psychologischen Faktoren rechnen muss, die im

Vertrag selbst ruhen und durch ihn zur Auswirkung kommen. Hinter dem «wie» wird immer ein Fragezeichen stehen.

Robert Schuman wurde oft der Vorwurf gemacht, zu nachgiebig zu sein und sich als guter Demokrat allzu leicht einer Mehrheit zu unterwerfen. Ihm, der heute in Artikeln und Reden gewisse Vorkommnisse und Taten bzw. Unterlassungen in Nordafrika kritisiert, die er als verantwortlicher Minister nicht verhindert hat, wird heute Mangel an Energie vorgeworfen. «Warum sind Sie denn nicht gegangen, wenn Sie mit diesem oder jenem nicht einverstanden waren?» fragt man ihn. Die Frage ist falsch gestellt. Eine andere trifft den Kern eher: Kann man in der heutigen Form der französischen Demokratie überhaupt noch — Demokrat sein? Denn so sicher es sein mag, dass der verantwortliche Minister für die restlose Durchführung seiner Politik zu sorgen hat, die in einer Demokratie ja immer die Politik des Gesamtministeriums ist, so ist es heute in Frankreich durchaus nicht sicher, was er machen kann und soll, wenn sein Wille nicht durchdringt. Seinen Posten als Zeichen des offenen Protestes verlassen, ist gewiss sehr ehrenwert und charaktvoll. Wenn man aber weit und breit keine andere Persönlichkeit, vor allem aber keine andere Regierungsmehrheit sieht, die eine bessere oder auch nur andere Politik durchführen könnte, kurz, wenn in den Institutionen selbst nicht mehr die Mittel zu finden sind für ein energisches Durchgreifen, dann ist dafür nicht der einzelne Demokrat, sondern die Demokratie verantwortlich. Das Unglück des heutigen Frankreichs ist, dass diese erkrankte und dass von ihrem Krankheitsherd aus auch nach und nach die Demokraten angesteckt werden.

Wir wissen nicht, ob Robert Schuman in diesem oder jenem Fall zu nachgiebig war. Wir wissen auch nicht, ob er in seinem leidenschaftlichen Bemühen, das uralte französisch-deutsche Problem zu lösen, nicht andere Probleme seines Ressorts etwas zu links liegen liess. Wohl aber wissen wir, mit welcher Hochachtung dieser französische Patriot im Ausland, wo immer er auch hinkam, behandelt wurde. Für alle seine Partner war er der Inbegriff der Loyalität, der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, sowie der würdige Nachfolger der langen Reihe grosser französischer Patrioten, die von Henri IV. an Europa sahen und zu verwirklichen suchten.

H. Schwann.

Der katholische Besitzer des

### SCHLOSS HOTEL LOCARNO

nimmt mit besonderer Aufmerksamkeit die Leser der Orientierung in seinem Hause auf. Für Geistliche angenehme Zelebrationsmöglichkeit in der Kirche der Deutschschweizer, San Francesco.

Anmeldungen an:

Direktion Schloss Hotel, Locarno  
Tel. (093) 7 23 61

### Das Ausflugsziel

Des Kirchenchors,  
Des Jungmännervereins,  
Der Jungfrauen-Kongregation,  
Des Kath. Müttervereins,  
Und jeder andern christlichen  
Gemeinschaft

### Hotels Urnerhof und Sternen

Telephon 8 35 **FLÜELEN** am Urnersee

Bes. Ch. Sigrist-von Arx, Küchenchef

# Schweizerische Spar- & Kreditbank

St. Gallen Zürich Basel Gené

Appenzell . Au . Brig . Fribourg . Martigny  
Olten . Rorschach . Schwyz . Sierre

**Kassa-Obligationen**

**Spareinlagen** (gesetzlich privilegiert)

Alle Bankgeschäfte diskret und zuverlässig

HEINRICH A. MERTENS: «Katechismus des häuslichen Lebens». 528 Seiten, Ganzleinen, DM 13.80.

Jede katholische Familie

hat nun ein neues HAUSBUCH im aktuellsten Sinne, den KATECHISMUS DES HÄUSLICHEN LEBENS, herausgegeben von Heinrich A. Mertens. — Der bekannte Autor schöpft aus allen Quellen seiner reichen Erfahrung als Volksbildner und behandelt das Thema des häuslichen Lebens umfassend im Grundsätzlichen der Ehe und Familie wie im Einzelnen des alltäglichen Lebens. Das ganze fruchtbare Brauchtum des Kirchenjahres und des gesellschaftlichen Lebens mit seiner konkreten Bezogenheit auf die Familie wird aufgezeigt, so, dass die teilweise verschütteten Kräfte der Familie freigemacht werden und überraschend zur Wirkung kommen — wenn man das Buch nicht nur liest, sondern diese ungezählten, äusserst lebendig dargestellten Möglichkeiten des Miteinander- und Zusammenwachsens im häuslichen Leben verwirklicht! Das aber will das Buch. Und darin liegt seine unschätzbare Wirkung im Kampf um die moderne christliche Familie: dass die grossen gesellschaftlichen Aufgaben der Familie mit ihrer erschreckenden Gefährdung durch die heutigen Umwelt-Einflüsse wieder erregend vor Augen treten und die Verantwortlichen um die Notwendigkeit und vielfältige Möglichkeit der Abwehr wie der Stärkung der Familien-Position nicht nur wissen, sondern nach den ausgezeichneten Anregungen dieses «Katechismus» handeln! Dieses Buch selbst ist notwendig, weil es Schätze birgt, die nicht verloren gehen dürfen — oder die christliche Familie geht mit ihnen verloren. Dieses Buch fordert sehr viel Verantwortung und Handeln vom katholischen Jungmann, vom Familienvater und von der Mutter insbesondere wie auch vom Pfarrer und Lehrer und jedem Erziehungsberechtigten, aber es hilft auch. Es hilft uns wie kaum ein anderes Buch, den Rhythmus und den Klang des häuslichen Lebens immer mehr zu einer vollen Harmonie wachsen zu lassen.

Einen ausführlichen Sonderprospekt des Werkes erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung oder von uns direkt.

PAULUS-VERLAG, RECKLINGHAUSEN / GERMANY

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telefon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.— Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 787 39. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth/Mt.-Rh., c/o No. 86047 Strassburg. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

## EGGISHORN

Hotel Jungfrau

2200 m Autoservice ab Fiesch, Furkabahn

## RIEDERALP

Hotel Riederalp

1925 m Talstation Mörel (Luftseilbahn), Furkabahn.

Schöne Ferienorte, Aletschwald, Märjelsee.

Katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp.

Prospekte durch FAMILIE CATHREIN.



## VENTILATOR AG. Stäfa ZH

Telephon (051) 93 01 36

**KIRCHENHEIZUNGEN  
RAUMLÜFTUNGEN**

## Hotels Seiler Zermatt

1620 m ü. M.

Mont Cervin — Victoria — Mont-Rose

Hotel Riffelalp

(2213 m ü. M.) Erstklassiges Familienhotel, Tennisplatz, Orchester, Gottesdienstgelegenheit.

Hotel Schwarzsee

(2589 m ü. M.) Heimeliges Berghotel am Matterhorn.

Mahlzeitaustausch.

Vorteilhafte Pauschalpreise.

Auskünfte und Prospekte durch A. Candrian, Generaldirektor der Seiler-Hotels, Telephon (028) 771 04.

## Photoapparate - Reparaturen

aller Fabrikate — Zentral- und Schlitzverschlüsse — Blitzlichtsynchronisationen — Einbau neuer Balgen — Totalrevisionen

**O. BUSCH** Spezialwerkstätte für Photo-reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephon (051) 27 90 04

## GLETSCH

Seiler's Hotel Rhonegletscher

1761 m. Die traditionelle, behagliche Gaststätte am Fusse des Rhonegletschers. Jeglicher Komfort und mässige Preise. Kath. Kapelle mit täglicher hl. Messe. Garagen und Reparaturwerkstätten.

Seiler's Hotel Belvédère

2272 m. Idealer Aussichtspunkt auf den Rhonegletscher, die Walliser und Berner Alpen. Beliebter Ausgangsort für interessante Frühjahrs- und Sommertouren.